



Wider die "Weltherrschaft der Pedanten"

DIE WERTVOLLE ARBEIT VON JONNA BORNEMARK
AM ZENTRUM FÜR PRAKTISCHE ERKENNTNIS
DER SÖDERTÖRNS UNIVERSITÄT IN STOCKHOLM

In Deutschland ist noch immer das alte Bild vom schwedischen Wohlfahrtsstaat lebendig. Wenig bekannt ist dagegen, dass in Schweden mit den Reformen der 1990er Jahre im Gesundheitswesen, in der Altenhilfe und im Bildungssektor weitreichende Privatisierungen umgesetzt wurden. Unter der Überschrift „New Public Management“ treten dort die Kommunen und Regionen als „Einkäufer“ von Leistungen auf einem „Dienstleistungsmarkt“ auf und steuern das Geschehen mit Hilfe von Indikatoren für Kosten-Effektivität und Qualitätssicherung. Das führt zu Konsequenzen,

mit denen auch Pflegende und andere soziale Berufe in Deutschland vertraut sind.

In Schweden werden sie aber noch wesentlich drastischer erlebt. In einer Publikation des Zentrums für Praktische Erkenntnis, an dem auch Jonna Bornemark arbeitet, heißt es: „An vielen Arbeitsplätzen bestimmt heute die Idee eines Kunden- und Dienstleister-Verhältnisses die Spielregeln. Hinter modernen Begriffen wie Ergebnis, Ziel-Erreichungsgrad, Qualität und Kundenzufriedenheit steht der löbliche Gedanke, dass Ressourcen effektiv, angemessen

und richtig eingesetzt werden sollen. Angesichts der Tatsache, dass die gemeinsamen Ressourcen nicht unendlich sind, ist daran nichts auszusetzen.

Aber in den Gedankenfiguren, die diese Begriffe gebildet haben, steckt auch die Vorstellung des ‚Liefers‘: Jemand (der Dienstleister) liefert jemand anderem (dem Kunden oder Auftraggeber) etwas. Und dieses Etwas, das geliefert wird, muss spezifiziert und kontrolliert werden. Das führt dazu, dass viele der im Wohlfahrtsystem Beschäftigten in eine Evaluations- und Vermessungs-Gesellschaft verwickelt sind, in der vorzeig- und messbare Resultate wichtiger sind als die Kommunikation über die Inhalte und die Arbeit selbst. (...) Wir dagegen wollen darauf aufmerksam machen, dass im Ausüben eines Berufs Werte wie Qualität und Nützlichkeit geschaffen werden, wofür es kluge und kompetente Menschen braucht, die entscheiden, handeln und Verantwortung übernehmen.“

Betrachtet man die berufliche Biografie von Pflegenden vom Gesichtspunkt der Chance des lebenslangen Lernens und damit von den „Laufbahn-Chancen“ her, so führen die meisten Zusatzqualifizierungen weg von der primären Tätigkeit, die einmal das Motiv für die Berufswahl war. Sie münden entweder in einer Spezialisierung, wie z. B. in der OP- oder Intensiv-Pflege, oder in der Administration (Gruppenleitung, Pflegedienstleitung), der Ausbildung (Lehrer*in für Pflegeberufe) oder in der Wissenschaft (Studium der Pflegewissenschaft).

Die Weiterbildung in „Praktischer Erkenntnis“, wie sie an der Södertörns Universität in Stockholm angeboten wird, vermittelt dagegen eine vertiefte Reflexionsebene für die primär pflegende Tätigkeit selbst. Sie ermöglicht es also, sich persönlich weiterzuentwickeln, ohne den zu pflegenden Menschen dabei aus den Augen und dem Sinn zu verlieren.

Die Erfahrungen der Studierenden am Zentrum für Praktische Erkenntnis waren für Jonna Bornemark der Anlass, die Einseitigkeit des Denkens, das den messbaren Indikatoren von Effektivität und Qualitätssicherung zugrundeliegt, herauszuarbeiten und mit Hilfe von Philosophen, die vor der Entstehung unseres modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes gelebt und gedacht haben, neue Perspektiven hinzuzufügen.

»Wir sehen einen
übermäßigen Glauben
unserer Zeit an
rechnerische
Methoden und
Rationalitäten, der
alle Gebiete des
Lebens erfasst.
Die digital oder auf
Papier dokumentierte
Realität wird
wichtiger als die
Realität menschlicher
Beziehungen.«

Jonna Bornemark

Mit ihrem 2018 erschienenen Buch „Die Renaissance des Unmessbaren. Eine Abrechnung mit der Weltherrschaft der Pedanten“ (siehe Abbildung auf der linken Seite; das Buch ist derzeit nur auf Schwedisch erhältlich, eine englische und eine deutsche Übersetzung sind in Vorbereitung) traf sie den Nerv der Zeit: Viele im Sozialsystem Tätige erleben, dass Jonna Bornemark hier in Worte und Begriffe fasst, woran sie in ihrem Alltag leiden. Gegenstand ihrer Kritik ist „der übermäßige Glaube unserer Zeit an rechnerische Methoden und Rationalitäten, der alle Gebiete des Lebens erfasst.“

Das führe zu einer „Papierifizierung“ bzw. einem Dokumentationswahn, zu einer „zweifachen Wirklichkeit“, bei der die digital oder auf Papier dokumentierte Realität wichtiger wird als die Realität menschlicher Beziehungen. Wenn die Ökonomie die Realität sozialer Verhältnisse dominiert, entstehe ein „Begriffsimperialismus“, und eine „Fernsteuerung“, wo die vor Ort Verantwortlichen nicht die Qualitätsentwicklung nach eigenen Kriterien voranbringen, sondern nach extern festgelegten Indikatoren für eine scheinbare Qualitätssicherung. Es entstehe ein „ethischer Stress“, wenn die Maßstäbe für Effektivität und Qualität unvereinbar sind mit Maßstäben der professionellen Ethik, was einen „Abfluss von Lebendigkeit“ und somit das Gefühl eines sinnentleerten Tuns und damit nicht selten einen Burnout nach sich ziehen könne, da das rein rationale Denken das Leben nicht erfasst.

Das Zentrum für Praktische Erkenntnis betreibt Forschung und bietet Weiterbildungen für Berufsgruppen an, bei denen eine Menschenkenntnis auf verschiedene Weise entscheidend ist für das berufliche Können: in Kliniken, Schulen oder in der sozialen Arbeit, aber auch bei der Polizei, auf der Bühne, in der Verwaltung oder in Hochschulen. Die Ausbildung schlägt eine Brücke zwischen erfahrungsbasierter und wissenschaftlicher Erkenntnis, so dass sich die persönliche Erfahrung der Teilnehmer*innen aus ihrem Berufsleben mit humanistischen Perspektiven und Theorien verbinden.

Wir haben uns entschieden, Jonna Bornemark und ihrer Arbeit, die in Deutschland bisher kaum bekannt ist, in dieser Ausgabe breiten Raum zu geben, in der Hoffnung, dass ihre Gedanken und Ideen auch hierzulande fruchten.

Nähe und Distanz als Voraussetzung für Erkenntnis und Urteilskraft

DIE WISSENSCHAFT IST HEUTE MEIST SEHR EINSEITIG AUF MESSEN, WIEGEN UND ANALYSIEREN ORIENTIERT. DASS DAS UNVOREINGENOMMENE WAHRNEHMEN MIT ALLEN SINNEN VORAUSGEHEN MUSS, WIRD ZU SELTEN BEACHTET. DIE SCHWEDISCHE WISSENSCHAFTLERIN JONNA BORNEMARK BESCHÄFTIGT SICH SEIT 20 JAHREN DAMIT, WIE BEIDE SEITEN WIEDER STÄRKER ZUSAMMENGEFÜHRT WERDEN KÖNNEN – GERADE IN DEN SOZIALEN BERUFEN UND IN DER MEDIZIN UND GANZ BESONDERS IN DER PFLEGE

Wie kamen Sie darauf, diesen Studiengang anzubieten?

Jonna Bornemark: Das geht zurück in die 1980er Jahre, als die Computer aufkamen. Da gab es in Schweden, wie auch in vielen anderen Ländern, eine Diskussion darüber, was passiert, wenn ein Computer die Arbeit übernimmt, die bisher Menschen verrichtet haben. Was verlieren wir dadurch, was gewinnen wir? Was kann uns der Rechner abnehmen, und was nicht? Darüber wurde viel diskutiert, vor allem hier an der Technischen Universität im Hinblick auf die technischen Berufe. Ende der 1990er Jahre entstand die Idee, ein „Zentrum für Praktische Erkenntnis“ zu etablieren, in dem die zwischenmenschlichen Berufe im Mittelpunkt stehen.

Wer kann bei Ihnen studieren?

Jonna Bornemark: Wir nehmen nur Leute an, die bereits eine Ausbildung absolviert haben und über eine mindestens dreijährige Berufserfahrung verfügen. Überwiegend kommen unsere Studierenden aus sozialen Berufen, wo das Zwischenmenschliche eine große Rolle spielt: Es sind Pflegende, Ärzt*innen, Therapeut*innen, aber auch Lehrer*innen, Priester, Künstler*innen, Polizist*innen und Versicherungsangestellte.

Welche Gruppe ist besonders zahlreich?

Jonna Bornemark: Wir haben ziemlich viele Studierende aus der Pflege. Ich glaube, weil es da viele Berührungspunkte gibt im Spannungsfeld von Medizin, theoretischer Erkenntnis und Praxis. Wie kann ich Selbstvertrauen gewinnen, Urteilsfähigkeit? Das ist am wichtigsten.

Wie machen Sie das, was sind die Studieninhalte?

Jonna Bornemark: Wir lehren unterschiedliche Arten von Erkenntnis. Wir arbeiten z. B. an Texten von Aristoteles, die sind über 2.500 Jahre alt und beschäftigen sich vor allem mit praktischer Erkenntnis im Sinne von Klugheit, Denken, Vernunft als Voraussetzung für Urteilsvermögen. Diese ‚praktische Erkenntnis‘ unterscheidet Aristoteles von theoretisch-wissenschaftlicher Erkenntnis und praktisch-instrumentellem Können. Das ist unsere Basis. Dabei geht es darum, wie man ein Problem in einer ganz speziellen Situation so lösen kann, dass es für alle daran Beteiligten gut ist.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Jonna Bornemark: Eine der Krankenschwestern, die bei uns studieren, beschrieb eine

typische Situation: Sie hatte Dienst in der Spätschicht in der Notaufnahme eines Akutkrankenhauses. Gerade war eine Frau aufgenommen worden, und die Krankenschwester hatte das Gefühl, dass etwas mit dieser Frau nicht stimmte. Die Messwerte waren aber alle in Ordnung, und man schob sie erst einmal beiseite, weil zeitgleich ein anderer Patient darauf wartete, entlassen werden zu können. Es war alles ziemlich hektisch. Plötzlich wurde die Frau ganz blass, ihr wurde schlecht, und sie musste sofort notfallmäßig behandelt werden. Die Frage der Krankenschwester war, ob sie nicht schon früher hätte erkennen können, was mit der Patientin los war, wenn sie sich auf ihr Gefühl verlassen und genauer hingeschaut und zugehört hätte.

Ich glaube, dass man aus diesem Fall viel lernen kann. Man darf nicht nur auf Messwerte oder Vorgaben und Leitlinien vertrauen, sondern man muss ein Mensch sein und seine Sinne einsetzen. Natürlich darf man die Messwerte nicht vernachlässigen, aber sie sind nicht das allein Maßgebliche. Es geht um die Erkenntnisfähigkeit an der Wirklichkeit des einzelnen Individuums in der Begegnung. Das müssen wir mehr beachten, daran können wir uns weiterentwickeln. Das Wichtigste ist immer, was direkt mit dem Menschen passiert, nicht die Dokumentation oder Verwaltung.

Jonna Bornemark, geb. 1973, ist Professorin für Philosophie an der Södertörns Universität in Stockholm. In ihren Studien beschäftigt sie sich immer wieder mit den Grenzen des Wissens und deren Erweiterung, z. B. im Verhältnis zum Körper in der Schwangerschaft, in der Mensch-Tier-Beziehung (z. B. zum Pferd in der Reittherapie) oder zum Religiösen in der Mystik der Mechthild von Magdeburg. Sie steht in der philosophischen Tradition der Phänomenologie (z. B. Edmund Husserl, Max Scheler) und des Posthumanismus (Rosi Braidotti, Gilles Deleuze).

»Es geht um die Erkenntnisfähigkeit an der Wirklichkeit des einzelnen Individuums in der Begegnung. Das Wichtigste ist immer, was direkt mit dem Menschen passiert.«

Jonna Bornemark

Die meisten Pflegenden und Ärzte haben ja diesen Beruf ergriffen, weil sie mit Menschen zu tun haben wollten, nicht mit Checklisten und Administration. Viele sind frustriert, weil sie mehr mit Papieren arbeiten müssen als mit Menschen. Diesen Raum wollen wir bewusst machen und eröffnen. Das wird jedoch selten gelehrt und praktiziert. Man kann damit keine Karriere machen.

Wie bearbeiten Sie das mit den Studierenden?

Jonna Bornemark: Sie müssen die Situation ganz konkret und auf allen Sinnesebenen beschreiben, bis ins letzte Detail – schriftlich, in der „Ich“-Form. Was habe ich gesehen, gehört, gefühlt, gedacht – immer auf die Situation bezogen. Da muss man sehr genau nachdenken: Wie war das? Wir legen Wert darauf, ernsthaft, wahrhaftig und ehrlich zu sein in Bezug auf sich selbst und die anderen. Dann nehmen wir Abstand und schauen gemeinsam: Was war da los? Welche Fragen sind entstanden – abstrakte ebenso wie theoretische? Anschließend nehmen wir verschiedene Perspektiven ein und schauen von dort aus auf das Geschehen, wir diskutieren und bearbeiten es. Und schließlich gehen wir zurück zu der Ausgangssituation, weniger, um eine Lösung zu finden, als vielmehr, um die Reflexionsfähigkeit zu entwickeln. Das machen wir immer in der ganzen Gruppe. Es ist viel spannender, die Sicht verschiedener Berufe mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen einzubeziehen. Alle lesen immer alle Berichte und diskutieren sie.

Wir ist das für diejenigen, die eine Situation aufgeschrieben haben?

Jonna Bornemark: Manchmal wird es fast eine Art Psychotherapie! Man sieht sich selbst mit ganz anderen Augen. Niemand soll sich verteidigen oder nur sich und sein Verhalten hin-

terfragen. Wir schaffen einen Raum, in dem all das, was einen im Beruf bedrängt, bearbeitet werden kann. Dafür gibt es im Alltag oft keinen Platz. Hier können wir ihn uns nehmen und ein besseres Verständnis für die Probleme entwickeln. Alle gehen gestärkt aus diesem Studium hervor.

Ähnliche Möglichkeiten bieten ja auch Balint-Gruppen oder die Supervision. Worin unterscheiden Sie sich?

Jonna Bornemark: Durch die Orientierung auf die Philosophie und den Wechsel der Perspektive. Wir beziehen uns einerseits auf Philosophen wie Aristoteles (384–322 v. Chr.), Nikolaus von Kues alias Cusanus (1401–1464) und Giordano Bruno (1548–1600). Das heißt, auf Denker aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit. Deren Texte sind spannend, weil sie so alt sind und dennoch zeitlos. Wenn man zurückschaut, sieht man die Dinge anders. Dieses Abstandnehmen zu pflegen, ist uns wichtig. Und andererseits arbeiten wir dicht an der erlebten Erfahrung. Wir arbeiten mit Nähe und Distanz, immer im Wechsel.

Arbeiten an Ihrer Fakultät nur Philosoph*innen?

Jonna Bornemark: Nein, die Hälfte unserer 10 bis 12 Mitarbeiter*innen sind Philosoph*innen, wir haben auch Ethnolog*innen und Arbeitswissenschaftler*innen, aber immer auf einer geisteswissenschaftlichen Basis.

Ist das Studium berufsbegleitend, gehen die Studierenden weiterhin zur Arbeit?

Jonna Bornemark: Sie können schon weiterarbeiten, aber reduziert, sonst schafft man das nicht. Die Studierenden sind alle zwei Wochen für einen ganzen Tag hier, und dann müssen sie noch viel lesen und Hausarbeiten schreiben.

Wie lange dauert das Studium?

Jonna Bornemark: Wir haben zwei Studiengänge: Der eine dauert ein Jahr und heißt „Das existenzielle Gespräch“. Da lesen wir in erster Linie philosophische Schriften, es wird keine große Arbeit geschrieben. Und dann haben wir den Master-Studiengang, der sich über vier Jahre erstreckt und den man auch nach zwei Jahren mit dem Magister abschließen kann. Dabei werden zwei große Hausarbeiten geschrieben, eine nach zwei und eine nach vier Jahren. Man macht viele Interviews und verknüpft die eigenen Erfahrungen mit theoretischem Hintergrund und Perspektiven.

Verändert sich durch das Studium etwas am Arbeitsplatz der Studierenden? Können sie das, was sie erarbeitet und gelernt haben, direkt übertragen?

Jonna Bornemark: Fast alle sagen: Ja, es hat Auswirkungen auf die Arbeit. Wenn man anders denken lernt, handelt man auch anders – das bleibt nicht aus! Das Studium hat sicher einen messbaren Einfluss.

Haben Sie das schon einmal erfasst?

Jonna Bornemark: Nein, das machen wir nicht, aber wir wissen, dass es so ist! Ein Maß dafür ist, dass die Ausbildung oft weiterempfohlen wird, wir bekommen viele neue Studierende durch die Alumni, die Ehemaligen. Wir haben einen guten Ruf!

Gibt es Wartelisten?

Jonna Bornemark: Auf den kurzen Studiengang des „existenziellen Gesprächs“ bewerben sich mehr Leute als wir aufnehmen können. Bei dem Master-Studiengang können wir meistens alle Bewerbungen berücksichtigen – das sind 25 bis 30 Leute. Dieser Studiengang beginnt nur alle zwei Jahre.

Machen Sie heute etwas anders als vor 20 Jahren, als Sie begonnen haben?

Jonna Bornemark: Anfangs hatten wir eine individuelle Sicht auf die praktische Erkenntnis, heute gehen wir mehr von der Gruppe aus: Welche Umgebung ist notwendig, dass sich diese Erkenntnis entwickeln kann? Wir versuchen zu zeigen, dass es dabei auf das Milieu ankommt, auf die Umgebung und die Bedingungen. Ärzt*innen in Schweden haben z. B. darüber gesprochen, wie es ist, wenn man einen Fehler gemacht hat oder nicht sicher ist, ob man richtig gehandelt hat. Dann geht man zur Chefin/zum Chef und spricht darüber. Oft heißt es dann nur: „Haben Sie die Regeln eingehalten, die Vorschriften beachtet?“ Und wenn nicht, wird das vertuscht und verschwiegen. Das ist kein Milieu, in dem man Urteilskraft entwickeln kann. Stattdessen muss man Fragen stellen: Wie hätte ich in dieser Situation entschieden? Gibt es vergleichbare oder ähnliche Fälle, die man mit heranziehen kann? Darüber muss man sprechen und Schwierigkeiten benennen – im Sinne einer Fehlerkultur und Qualitätssicherung. Dann steht Urteilskraft in einem Zusammenhang und hat ihren Wert. Sonst wird sie nur als störend empfunden. In Schweden werden Fehler gerne negativ eingestuft, weil man damit eine schlechtere Qualität verbindet. Das ist ein Problem.

In Ihrem Buch sprechen Sie davon, dass wir das Staunen wieder lernen müssen. Was meinen Sie damit?

Jonna Bornemark: Wir ordnen vieles vor-schnell in Kategorien ein, die nicht richtig passen. Aber erstmal geht es ja nur um die unvoreingenommene Wahrnehmung. Die besteht aus reinem Staunen, weil wir noch keinen Begriff dafür haben. Am Anfang steht das Nichtwissen. Da ist etwas, aber ich weiß noch nicht, wie ich es benennen soll. Das Staunen wirft

die Frage nach dem Wesenhaften auf, das bis dahin noch nicht definiert ist. Dann muss ich die Neugier entwickeln, das Interesse, dieses „Etwas“ wahrzunehmen – beobachten, hören, schauen, riechen, schmecken

Und wie können wir es dann fassen und begreifen? Wie verbinden wir Gefühl, Wahrnehmung und Begrifflichkeiten?

Jonna Bornemark: Cusanus benutzt zwei Begriffe für Vernunft: „Intellectus“ – das ist die Aufmerksamkeit, das Zuhören; „Ratio“ – das ist das Verständnis, das auch Begriffe nach sich zieht. Heute glauben wir, dass es immer nur um die Ratio geht, um das Wiegen und Messen und Bestimmen; Intellectus wird als unnötig abgetan, als „soft skill“, worauf man keine Zeit verschwenden sollte. Dabei verlieren wir den Kontakt zur Wirklichkeit. Das, was wir dann messen, entspricht nicht mehr der Realität. Intellectus umfasst auch Kultur, Spiritualität, Kunst, Geisteswissenschaften – das zählt aber nicht, es wird nicht verstanden, warum wir das brauchen. Ich meine: Eine Gesellschaft kann nicht ohne Intellectus sein! Wenn das geleugnet wird, haben Populisten leichtes Spiel: Sie kontrollieren diesen Bereich zuerst. Umso wichtiger ist es, dass Intellectus wieder ins Bewusstsein rückt. Es war eines meiner Hauptziele mit dem Buch zu zeigen, dass wir nur die Hälfte der Vernunft abbilden. Wir müssen die Qualitäten und Praktiken von Intellectus wieder neu entdecken.

Sie kritisieren in Ihrem Buch auch die Einseitigkeit der Wissenschaft. Was meinen Sie damit?

Jonna Bornemark: Die evidenzbasierte Medizin sagt niemals alles. Wissenschaft muss beweglich sein. In der Psychiatrie z. B. gibt es eine große Diskussion über die evidenzbasierte Medizin. Vor allem, wenn es um die medikamentöse Therapie geht, ist das

Interesse für die philosophischen Dimensionen gering. Dagegen arbeite ich an. Die Verwaltungsmenschen wollen die Dinge kontrollieren, deshalb lieben sie die evidenzbasierte Medizin. Das Problem ist: Wenn man das alles kontrollieren möchte, funktioniert Forschung nicht. Die analytische Philosophie, die in Schweden ziemlich stark ist, ist sehr auf die evidenzbasierte Medizin orientiert. Für mich ist das nicht richtig, ich komme mehr von der phänomenologischen Richtung. Anders könnte ich nicht arbeiten.

Gibt es aber nicht doch eine große Spannung zwischen Theorie und Praxis, gerade in der Medizin?

Jonna Bornemark: Nicht notwendigerweise. Theorien kommen ja aus unterschiedlichen Erfahrungen, sie lassen sich nicht herauslösen aus der Praxis, sie sind in der Praxis zuhause. Das ist unser Ausgangspunkt. Theorie und Praxis gehören zusammen, wie Intellectus und Ratio. Und nicht jede Erfahrung bildet Erkenntnis, sie kann auch nur Gewohnheit sein, Vorurteile zementieren. Wir brauchen die Wahrnehmung und die Reflexion, die Nähe und die Distanz, damit wir Urteilskraft entwickeln können. Beides ist gleich wichtig.

Das Gespräch führten Annette Bopp und Peter Zimmermann.

»Haben wir vielleicht eine Art des Denkens gepflegt, bei der die Idee, effektiv sein zu müssen, alles andere überdeckt? Ein einseitiger Fokus auf Effektivität ist nicht effektiv, weil er das Lebendige nicht begreift.«

»Haben wir vielleicht die Intelligenz des Computers zum Ideal gemacht und dabei vergessen, was ein Mensch kann?«

»Die Pflege ist unmenschlich, sie brennt ihr Personal aus.«

»Wir ordnen, kontrollieren und überprüfen unsere Gegenwart. Aber hat diese Stärke nicht auch eine Schattenseite?«

»Die Qualitätsentwicklung findet heute auf dem Papier statt, nicht in der Realität.«

»Die Dokumentation ist wichtiger geworden als der Mensch.«

»Wir müssen das Menschliche entwickeln, nicht abwickeln!«

»Kultur ist nicht das Sahnehäubchen auf der Torte, sondern der Teller, auf dem die Torte liegt.«

„Nicht an das Urteilsvermögen zu glauben heißt, nicht an den Menschen zu glauben“

ANLÄSSLICH DER ERÖFFNUNG DES SCHWEDISCHEN PARLAMENTS AM 10. SEPTEMBER 2019 HIELT JONNA BORNEMARK IN ANWESENHEIT DER KÖNIGSFAMILIE DIE FESTANSPRACHE IN DER STOCKHOLMER STORKYRKA. WIR DOKUMENTIEREN DIESE BEMERKENSWERTE REDE UNGEKÜRZT.

Ihre Majestäten, Ihre königlichen Hoheiten, liebe Volksvertreter und Volksvertreterinnen – diese Rede richtet sich vor allem an Euch!

In unser Leben hat sich langsam und nahezu unbemerkt eine grundlegende Frage eingeschlichen: Wie organisieren und gestalten wir die Gesellschaft, und was müssen Menschen dafür mitbringen? Diese Frage ist deshalb so brennend geworden, weil sie zuallererst die öffentlichen Dienstleistungen betrifft, zum Beispiel die Pflege. Die Psychologin Minna Forsell schrieb in der Zeitung *Aftonbladet*: „Die Pflege ist unmenschlich, sie brennt ihr Personal aus.“ Mit dieser Meinung steht sie nicht allein. Wir können und müssen uns also fragen, ob die spezifische Organisation der Pflege dazu beigetragen hat, dass sie so unmenschlich geworden ist.

Tatsächlich ist etwas Merkwürdiges geschehen: Der Zweck der öffentlichen Dienstleistungen hat sich verschoben, z. B. in der Altenhilfe weg von der Pflege älterer Menschen hin zur Pflege von Checklisten und Registern anhand von Manualen. Die Dokumentation ist wichtiger geworden als der Mensch. Das erscheint erst einmal ganz harmlos – denn die Dokumentation dient ja dazu, die Menschen möglichst gut zu versorgen und sicherzustellen, dass sie die Pflege erhalten, die ihnen zusteht, und dass sie nicht etwa der Willkür des Personals ausgesetzt sind.

Diese Verschiebung hat jedoch langfristig existenzielle Konsequenzen: Die Qualitätsentwicklung findet auf dem Papier statt, nicht in der Realität. Das führt dazu, dass nicht die Mitarbeiter*innen vor Ort die Qualität garantieren sollen, sondern jemand außerhalb der Einrichtung; die Mitarbeiter*innen sollen nur noch deren Anweisungen befolgen. Damit haben wir ein System geschaffen, das dem

professionellen Urteil immer weniger Raum lässt – jener Fähigkeit, gerade hier, in dieser einzigartigen Situation das Richtige zu tun. Dass die Pflegehelferin zum Beispiel weiß, wann das Duschen einer Person mit Demenz einen Übergriff darstellt und wann nicht. Es ist ein Wissen, das niemals verallgemeinert und in Vorschriften oder Manualen niedergeschrieben werden kann. Die Wirklichkeit ist immer sehr viel reicher und vielfältiger.

Schweden ist gut darin, rational zu organisieren. Das ist nicht schlecht. Vielleicht ist es sogar ein schwedischer Grundwert? Wir ordnen, kontrollieren und überprüfen unsere Gegenwart. Aber hat diese Stärke nicht auch eine Schattenseite? Haben wir ein System geschaffen, das das professionelle Urteil zu wenig würdigen kann? Eine pedantische, übertriebene Rationalität geht davon aus, dass sich alles in vorgegebene Kästchen einteilen lässt. Das Leben ist aber in Bewegung, es ist immer wieder anders – und es ist gerade die Sensibilität gegenüber dem Lebendigen, die das Urteilsvermögen kennzeichnet, nicht ein Manual.

Dieses Problem betrifft natürlich nicht nur die Altenhilfe. Heute bezeugen Ärzt*innen, Pfleger*innen, Hebammen, Lehrer*innen, Architekt*innen, Journalist*innen, Jurist*innen, Schreiner*innen, Beamte, Führungskräfte der zweiten Ebene, Qualitätsbeauftragte und viele andere ein wachsendes Problem: Ihr Beruf wird sinnentleert, wenn es vor allem darum geht, den Dokumentationsapparat zu füttern, wenn nur noch das Messbare gesehen wird.

Haben wir vielleicht die Intelligenz des Computers zum Ideal gemacht und dabei vergessen, was ein Mensch kann? Ein Computer kann phantastisch gut rechnen, und die künstliche Intelligenz wird phantastisch gut darin sein, Probleme zu lösen. Aber sie hat kein Urteilsvermögen.

»Urteilsvermögen generieren wir, indem wir schwierige, konkrete Situationen regelmäßig besprechen und somit das Gegenteil einer Kultur des Schweigens schaffen.«

Vor eine komplexe Welt gestellt, kann sie sich nicht fragen, was wichtig ist. Ihre Ziele sind von vornherein definiert. Je mehr uns die ‚Muskeln‘ des Rechnens und des Problemlösens zuwachsen, desto dramatischer wird das Bedürfnis nach Urteilskraft. Wir müssen das Menschliche entwickeln, nicht abwickeln! In jedem Menschen steckt die Fähigkeit, sich ein Urteil zu bilden. Die Frage ist nur, ob es sich dabei um eine verborgene Datenbank handelt, die wir vergessen haben zu gebrauchen.

Zu urteilen ist allerdings schwierig – Menschen irren häufig. Und sie glauben fälschlicherweise, ein Urteil sei etwas ganz Individuelles, es müsse zur subjektiven Meinung gerechnet werden, anstatt das Urteil als etwas gemeinsam zu Schaffendes zu denken, etwas, das wir pflegen oder das wir verhindern können. An einem Arbeitsplatz entwickeln wir Urteilsvermögen nicht mit einem Workshop, der dazu dient, fünf Leitsätze für die Einrichtung zu definieren. Das endet meist in Floskeln. Urteilsvermögen generieren wir, indem wir schwierige, konkrete Situationen regelmäßig besprechen und somit das Gegenteil einer Kultur des Schweigens schaffen. Ein gemeinsames Urteil können wir entwickeln, indem wir mit Personen, die über einen unterschiedlichen Erfahrungshorizont verfügen, über solche konkreten, schwierigen Situationen sprechen. Die Verschiedenheit der Menschen, z. B. ihr unterschiedlicher kultureller Hintergrund, macht unsere gemeinsamen Gespräche reicher und lässt sichtbar werden, was wir sonst als scheinbar gegeben hinnehmen. Gerade wenn wir einander allzu ähnlich sind, kann unser Urteil zu beschränkt und zu einheitlich ausfallen, gerade dann setzen sich Vorurteile fest.

Ich frage mich, ob unser Unvermögen, das Menschliche z. B. bei der Organisation des öffentlichen Sektors angemessen zu würdigen, das, was ich ‚pedantische Rationalität‘ nenne, nicht mit einer Reihe weiterer Fragen zusammenhängt. Haben wir vielleicht eine Art des Denkens gepflegt, bei der die Idee, effektiv sein zu müssen, alles andere überdeckt? Eine Effektivität, die keine Zeit hat, auf das Lebendige zu hören? Eine Effektivität, die davon ausgeht, dass die Natur da ist, damit wir sie nutzen? Indem wir die Natur in diesem Sinne benutzt und ausgenutzt haben, ist die Klimakrise entstanden. Indem wir die Tiere benutzt und ausgenutzt haben, ist eine Tierindustrie entstanden, in der die Tiere behandelt werden, als seien sie schon tot. Und indem wir Menschen benutzen und ausnutzen, sehen wir zunehmend Burnout und seelische Erkrankungen. Ein einseitiger Fokus auf Effektivität ist nicht effektiv, weil er das Lebendige nicht begreift.

Wenn wir solche Mängel in unserer Kultur sehen – wie können wir sie beheben? Das Großartige ist doch, dass ein ganzer Sektor unserer Gesellschaft sich gerade damit beschäftigt. Er macht sichtbar, was wir vergessen haben, er untersucht, was der Mensch ist und was die Gesellschaft ist, er versucht, das immer wieder neu zu denken. Es ist ein Sektor, der nicht auf Effektivität ausgerichtet ist, sondern darüber nachdenkt, wie diese Probleme und Mängel entstanden und wie tief sie möglicherweise in unserer Gesellschaft schon verankert sind. Dieser Sektor ist die Kultur. Sie ist vielleicht der am meisten missverstandene Teil unserer Gesellschaft. Wir verstehen Kultur allzu leicht als etwas, das unserer Unterhaltung dient, wenn die anderen Bedürfnisse befriedigt sind – ein Sahnehäubchen am Freitagabend oder Wochenende. Aber ohne Kultur wissen wir nicht, was wir essen sollen, wie unsere Häuser aussehen sollen oder was es heißt, ein Mensch zu sein. Kultur ist nicht das Sahnehäubchen auf der Torte, sondern der Teller, auf dem die Torte liegt.

Um zum Schluss zu kommen: Ich habe einen Gruß an Sie auszurichten – von Künstler*innen, Kulturarbeiter*innen und Bibliothekar*innen. Einen Gruß, der auch von Ärzt*innen, Physiotherapeut*innen und Pflegenden kommt, von Lehrer*innen, Freizeit- und Vorschulpädagog*innen, von Arbeitsvermittler*innen, Sozialarbeiter*innen und Forscher*innen, Planer*innen, Kommunikator*innen und Statistiker*innen. Sie alle lassen Ihnen ausrichten: Glaub an unser professionelles Urteilsvermögen! Glaub nicht, dass alles gemessen werden kann! Verlangt nicht erst Zahlen, damit etwas real wird. Empathie z. B. gibt es, sie kann aber nicht gemessen werden.

Glaubt daran, dass es kluge, denkende Menschen gibt, überall in der Gesellschaft, und ermuntert neue Wege, die Urteilskraft und die Vernunft zu stärken. Das mag uns heute schwierig vorkommen. Aber nicht an das Urteilsvermögen zu glauben, heißt, nicht an den Menschen zu glauben.

Übersetzung aus dem Schwedischen: Peter Zimmermann

ANZEIGE SONETT

